

- Girtler, Roland, <sup>4</sup>2001: *Methoden der Feldforschung*. Wien: Böhlau.
- Malinowski, Bronislaw, 1967: *A Diary in the Strict Sense of the Term*. London: Routledge.
- Marcus, George, 1998: *Ethnography Through Thick and Thin*. Princeton, NJ: Princeton Univ. Pr.
- Pole, Christopher (Hg.), <sup>4</sup>2005: *Fieldwork*. 4 Bde. London: Sage.
- Whyte, William Foote, <sup>3</sup>1991: *Participatory Action Research*. Newbury Park, CA: Sage.

## 6.2 Die Gesellschaft als Körper

Bereits vor Malinowski war in Frankreich ein anderer Zweig der Sozialwissenschaften entstanden, auf den sich später viele im Kern funktionalistisch denkende Ethnologen berufen sollten. Es handelt sich um die Soziologie und Sozialanthropologie von Emile Durkheim (1858–1917). Er wird sowohl in der Soziologie wie in der Ethnologie als einer der Väter der jeweiligen Wissenschaft reklamiert. Sein wesentlicher Beitrag ist vielleicht in seinem Anspruch zu sehen, dass eine Sozialwissenschaft nicht nur Hypothesen illustrieren dürfe, wie dies bis dahin und noch lang danach unter den meisten Ethnologen üblich war. Vielmehr müsse eine Sozialwissenschaft ihre Thesen beweisen können.

Durkheim ist vor allem die Metapher der Gesellschaft als Körper bzw. Organismus zuzuschreiben, auch wenn bereits Spencer sie benutzte, um seinen Gedanken von Leben einer Gesellschaft analog zum menschlichen Leben nach Kindheit, Jugend, Erwachsensein und Alter zum Ausdruck zu bringen. Für Durkheim kam es dagegen weniger darauf an, der gleichsam universalgeschichtlichen Verlauf zu erfassen, er wollte vielmehr das Verhältnis der einzelnen Institutionen von Gesellschaften näher bestimmen. Es ging ihm also um das Zusammenleben der Menschen. Was beide, Spencer und Durkheim, verbindet war aber die Auffassung, dass eine

Gesellschaft immer aus Teilen zusammengesetzt ist, die alle ihre eigenen Funktionen haben. Auch gesellschaftliche Entwicklung sahen beide als einen Differenzierungsprozess, in dem immer weiter spezialisierte Teile immer engere Aufgaben übernehmen. Mit anderen Worten: Sie sahen gesellschaftliche Differenzierungsprozesse analog, aber nicht gleich zur biologischen Entwicklung.

Einen grundlegenden Unterschied in der Art und Weise, wie Gesellschaften integriert sind, sah Durkheim in zwei verschiedenen Formen von Solidarität. Die erste dieser beiden nannte er *mechanische Solidarität*. Sie ist für einfache, wenig funktional gegliederte Gesellschaften typisch. Solche Gesellschaften bestehen in der Regel aus sich gleichenden Einheiten, den Segmenten. Sie sind gleich oder sehr ähnlich aufgebaut, haben zueinander dieselben Rechte und Pflichten und sind, im Rahmen einer gewissen Schwankungsbreite, auch gleich groß. Der Begriff prägte sich bald ein und ist eines der wichtigsten analytischen Konzepte der Ethnologie geworden.

In diesen Gesellschaften sind die einzelnen Teile, also die Segmente, wirtschaftlich nicht aufeinander angewiesen. Jedes Segment produziert das für das Leben Notwendige weitgehend selbst und bräuchte eigentlich keine Partner. Solidarität entsteht daher aus sozialen Regeln, die von der Gesellschaft als ganzer sanktioniert werden müssen – nicht aus Notwendigkeit. Obwohl eigentlich durch die Gesellschaft gesetzt, werden diese Regeln von den Menschen oft, ja überwiegend als natürlich und nicht hinterfragbar angesehen. Meist werden sie unter der Überschrift ›Religion‹ oder ›Tradition‹ zusammengefasst, d.h. in ihrer Gesamtheit sind sie den Mitgliedern der Gesellschaft als kollektives Erbe be-

wusst. Dadurch sind sie auch den alltäglichen Auseinandersetzungen über ›richtig‹ und ›falsch‹ entzogen. Wer sie nicht einhält, hat also mit Sanktionen im Namen eines Höheren zu rechnen. Diese Sanktionen können explizit sein und in direkten Strafen bestehen, aber auch subtil und unterschwellig bleiben – was sie nicht notwendig weniger wirksam macht. Im Alltag der Handelnden verknüpft sich das Wissen um dieses kollektive Erbe an Regeln und gemeinsamen Grundüberzeugungen mit Gefühlen und emotionalen Einstellungen, die die Akteure in ihrem Tun leiten. Die einzelnen Segmente der Gesellschaft sind also durch diese Regeln wie mechanisch miteinander verbunden.

Organische Solidarität entsteht dagegen in andersartig differenzierten Gesellschaften, d.h. in solchen, wo die einzelnen gesellschaftlichen Einheiten aufeinander durch sich ergänzende Leistungen angewiesen sind. Mit voranschreitender Arbeitsteilung bedarf eine Einheit der Gesellschaft immer mehr anderer, von denen sie bestimmte Güter oder Dienstleistungen bezieht. Die einzelnen Einheiten sind also ungleich. Was die Teile der Gesellschaft miteinander verbindet, ist also ein offenes oder verborgenes Einverständnis, sich jeweils auf bestimmte Arbeiten zu konzentrieren und deren Früchte zu teilen. Dieses Übereinkommen kann ausdrücklich vollzogen werden, aber in aller Regel bleibt es ein stillschweigendes, indes nicht weniger kontraktuelles Abkommen, in das der Einzelne auch gegen seinen individuellen Willen eingebunden sein kann.

In einer solchen Gesellschaft müssen sich die einzelnen Akteure nicht mehr durch allen gemeinsame Grundüberzeugungen religiöser Art aufeinander beziehen. Der in segmentären Gesellschaften

oft so allumfassende, alles und jedes erklärende Charakter eines religiös fundierten Weltbildes ist in organisch integrierten Gesellschaften nicht mehr im selben Maße und vor allem nicht mehr in derselben Art notwendig. Dort haben solche religiösen Grundüberzeugungen eher den Charakter eines einheitlichen Hintergrundes, wie etwa die protestantische Arbeitsethik, die unabhängig von der jeweils ausgeübten Arbeit besteht. Auf diesem allgemeinen Hintergrund können sich dann partikuläre Wissenbestände aufbauen, die dann eher auf die tatsächlich ausgeübte Tätigkeit bezogen sind. Der Einzelne kann diese Gesellschaft und die mit ihr einhergehende Arbeitsteilung nicht mehr überblicken, und es besteht für ihn auch keine Notwendigkeit dazu da er sich nunmehr auf die für ihn wichtigen Wissensbestände konzentrieren kann.

Diese Spezialisierung des Wissens wird aber mit dem Verlust eines gesamthaften Überblicks bezahlt. Der Mensch fühlt sich vielleicht noch in seiner jeweiligen Nische geborgen, aber nicht mehr in der Gesellschaft als Ganzes. Um diesem Verlust zu begegnen, so Durkheim weiter, entwickelt der moderne Mensch dann eine Ideologie, nämlich die des Individualismus. Dieser verheißt ihm Glück nicht länger in der dann als ›eingehend‹ wahrgenommenen Integration einer Gesellschaft, die er überblicken kann, sondern in der Unabhängigkeit eines selbstbestimmten Lebens.

Emile Durkheims Spätwerk ist der Frage nach dem Wesen – und nicht dem Ursprung – der Religion gewidmet. 1912 veröffentlicht Durkheim « *Les formes élémentaires de la vie religieuse* ». Man kann dieses Werk als einen funktionalistischen Versuch der Deutung von Religion lesen, aber tatsächlich geht es Durkheim eher um die Gesellschaft



III. 13 Aranda Mädchen in Zentralaustralien, ca. 1936. Die Aranda waren für Emile Durkheim Repräsentanten der »primitivsten« Völker, und ihre Religion sollte deshalb die »ursprünglichste« sein. Die australische Regierung entführte über Jahrzehnte junge Aranda Mädchen um sie in weißer Obhut »zivilisiert« aufwachsen zu lassen. Erst vor wenigen Jahren begann die weiße Mehrheit des Landes sich mit diesen Vergehen auseinander zu setzen.

selbst. Er sieht Religion als das wesentliche Element durch welches der Zusammenhalt in einer Gesellschaft gestiftet wird. Das Buch schließt also direkt an sein früheres Werk zu unterschiedlichen Integrationsformen in der Gesellschaft an.

Das Werk wäre aber auch ohne den deutschen »Völkerpsychologen« Wilhelm Wundt (1832–1920) nicht denkbar. Dieser hatte in seinem teilweise auch ins Französische übersetzten Werk die Moral als die eigentliche integrierende Kraft einer Gesellschaft beschrieben. Daneben muss William Robertson Smith (1846–1894) genannt werden, der in seinem Buch über die Religion der »Semiten« eine öffentliche und private Religion unterschied.

Durkheims Ideen lassen sich zu vier Thesen zusammenfassen:

1. Die Religion der »primitiven« Gesellschaften ist eine Religion ihrer wichtigsten sozialen Verbände, der »Clans«. Der Mensch war zuerst und vor allem in diese integriert, und es waren dementsprechend diese Clans, die als natürliche Organisationsform dieser Gesellschaften zu erscheinen hatten, also auch religiös zu legitimieren war.

2. Der Clankult ist totemistisch, d.h. für jeden Clan wird ein Totemwesen mit entsprechenden Geboten und Verboten

benannt, welches Zugehörigkeit stiftet. Ein Mitglied darf es, wenn es z.B. ein Tier ist, nicht essen, nicht jagen und dergleichen mehr. Durch diese Gebote unterscheidet er sich von den Mitgliedern anderer Clans.

3. Der Clan bedarf also keines Hochgottes, sondern setzt sich in den religiösen Grundüberzeugungen selbst als Gott und lässt sich entsprechend verehren.

4. Der Totemismus ist die ursprünglichste Form der Religion. Diese letzte Aussage ist zugleich die am wenigsten fundierte, denn Durkheim fällt hier nicht nur in die Deutungsmuster des Evolutionismus zurück, sondern erkennt auch die ethnographischen Realitäten. In seinem Buch hatte er die Aranda, eine Gruppe von Aborigines im Innern Australiens als Beleg für die Ursprünglichkeit ihrer Religion ausgewählt, diese Auswahl aber gerade mit der geringen Entwicklung ihrer Technologie begründet.

Obwohl »Die elementaren Formen des religiösen Lebens« (dt. 1981) deutlich an Durkheims frühere Schriften anknüpften, wurde es sein einflussreichstes Buch. Es löste eine heftige Debatte aus. Auf der einen Seite standen Gläubige, die ihm vorwarfen, Religion zu einem bloßen Reflex der Gesellschaft herabzuwürdigen. Spirituelle Bedeutung und

deren das Leben für das Individuum transzendierende Wirkung würden von Durkheim völlig unterschlagen. Auf der anderen Seite standen die so genannten Rationalisten, die Religion als Ideologie, also als eine Verzerrung der Wirklichkeit sahen, die allein als Herrschaftsinstrument zu verstehen sei und nach der Erkenntnis ihres machterhaltenden Apparates tunlichst abzuschaffen sei.

Durkheim, Emile, 1893: *De la division du travail social: Etude sur l'organisation des sociétés supérieures*. Paris: Alcan.

—, 1912: *Les formes élémentaires de la vie religieuse*. Paris: Alcan.

Pickering, William S.F. (ed.), 2002: *Durkheim Today*. New York, Oxford: Bergahn.

### 6.3 Der Strukturfunktionalismus

Aus der Theorieferne oder aus der Begrenztheit seiner grundlegenden Annahmen über den Zweck sozialer Institutionen ist der Funktionalismus sehr bald und noch zu Lebzeiten Malinowskis unter heftige Kritik geraten. Schon unter der zweiten Generation britischer Sozialanthropologen fand sich bald niemand mehr, den man einen Funktionalisten hätte nennen können. Vor allem dessen Vernachlässigung sozialer Integration war Anlass, neue Ansätze zu formulieren. Im Vordergrund stand nun die Frage: Was hält die so genannten primitiven Gesellschaften zusammen? Sie war zwar im Funktionalismus mitangesprochen, aber eine befriedigende Antwort wusste dieser darauf nicht zu geben. Die Erklärung gesellschaftlicher Institutionen allein aus der Annahme einer Bedürfnisbefriedigung vernachlässigte, dass auch die Gesellschaft als Ganzes fortbestehen musste um ihren Mitgliedern entsprechende Leistungen bieten zu können.

Daher lag der Rückgriff auf die Organismus-Metapher Emile Durkheims

nahe: Institutionen erbringen nicht nur Leistungen für die Mitglieder der Gesellschaft, sondern auch für diese als Ganzes. Um diese Leistungen erkennen zu können musste die Untersuchungsperspektive verschoben werden. Es ging fortan weniger darum, eine Institution in allen ihren Verästelungen zu verfolgen, sondern vielmehr um ihre integrativen Leistungen, also etwa wie sie den Austausch unter den Mitgliedern einer Gesellschaft regulierte. Auch das Verständnis von Institution selbst verschob sich. Gemeint waren nicht länger nur soziale Verbände oder Praktiken wie der Kula-Handel, sondern auch Werte und Grundüberzeugungen, nach denen sich die Menschen in ihrem Handeln orientierten.

Radcliffe-Brown (1881–1955) hat zu Lebzeiten wenige theoretische Schriften publiziert. Sein Einfluss ruhte mehr auf seiner Lehrtätigkeit und seinen Aufsätzen, von denen die wichtigsten, zwischen 1924 und 1949 erschienenen, erst 1952, kurz vor seinem Tode, unter dem Sammeltitle *Structure and Function in Primitive Society* veröffentlicht wurden.

Sehr klar formuliert Radcliffe-Brown sein Anliegen in seiner *Presidential Address*, die er 1931 vor der *British Association for the Advancement of Science* gab:

... the function of culture as a whole is to unite individual human beings into more or less stable social structures, i.e., stable systems of groups determining and regulating the relation of those individuals to one another, and providing such external adaptation between the component individuals or groups, as to make possible an ordered social life. (Radcliffe-Brown 1931:13)

Radcliffe-Brown wollte mit seinem Ansatz eine Wissenschaft der Gesellschaft begründen, die den gleichen verifizierbaren Regeln wie die Naturwissenschaften folgte und deshalb auch den